LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Bedeutung der Gegensätze

in den Ansichten über die Sprache

für die

geschichtliche Entwickelung der Sprachwissenschaft.

Akademische Festrede

zur Feier

des hohen Geburtsfestes

Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs

LUDWIGS III.

am 9. Juni 1865

gehalten

von dem Rector der Ludewigs-Universität

Dr. **Ludwig Lange,**

ordentlichem Professor der Beredsamkeit und der classischen Philologie.

Gießen 1865.

Brühl'sche Universitäts-Buch- und Steindruckerei (Fr. Chr. Pietsch).

Stadt- u. Landesbibliothek Dortmund

Geehrteste Collegen!
Theure Commilitonen!
Hochzuverehrende Anwesende!

Der Geburtstag des Herrschers ist ein Festtag für sein ganzes Land. Ebenso wie alle anderen Unterthanen gedenken auch wir an demselben in festlich gehobener Stimmung des Segens einer milden, weisen und gerechten Regierung. Ebenso wie alle anderen Unterthanen danken auch wir dem allmächtigen und allgütigen Gotte, daß er unsere vorjährigen Gebete erhört hat, beten auch wir von Neuem zu Gott, daß er uns unsern gnädigen Landesherrn und in ihm die Bürgschaft für eine gesunde Fortentwickelung unseres staatlichen Lebens erhalten wolle. Einer wissenschaftlichen Corporation aber, wie der Ludewigs-Universität, geziemt es, auch ihrer eigenthümlichen Beziehung zu ihrem erhabenen Schirmherrn bei der Feier seines Geburtsfestes eingedenk zu sein. Sie ist ja nicht bloß eine staatliche Anstalt zur Ausbildung von Staats- und Kirchendienern, sondern auch eine unter dem besondern Schutze des Fürsten stehende Freistätte für die Pflege und Förderung der Wissenschaft. Der vielfachen neuen Beweise landesväterlicher Huld und Fürsorge, welche uns in dem verflossenen Lebensjahre unseres fürstlichen Beschützers zu Theil geworden sind, erinnern wir uns also mit besonderem Danke, insofern als dieselben, mittelbar oder unmittelbar, dem Fortschritte der Wissenschaft zu Gute kommen. Und je lebendiger wir den hohen Werth des fürstlichen Schutzes für die Pflege der Wissenschaften empfinden, je nachdrücklicher derselbe sich gerade jetzt bethätigen kann, in einer Zeit, deren materielle Geistesrichtung von den idealen Zielen der Wissenschaften abgewendet ist: um so lebendiger regt sich in unserem Innern, um so lauter ertönt von unsern Lippen der Wunsch:

Gott erhalte unsern allerdurchlauchtigsten Großherzog, **Ludwig den Dritten,** den Schirmherrn seiner Ludewigs-Universität, damit die Wissenschaften auf derselben unter seinem Schutze immer herrlicher erblühen, damit sie unter dem Segen seines über die Neigung und Abneigung des Zeitgeistes erhabenen Wohlwollens immer reifere Früchte tragen!

So wie ich mir bewußt bin, daß diese Worte der Wiederhall Ihrer eigenen Gedanken sind, so darf ich auch auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich behaupte, daß aller fürstliche Schutz, alles landesväterliche Wohlwollen nicht im Stande sein würde, die Wissenschaften bei uns zu heben, wenn wir — ich meine die Lernenden sogut wie die Lehrer —, wenn wir, sag' ich, die wir zur Arbeit auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens berufen sind, das oberste und letzte Ziel unserer Arbeit aus den Augen verlieren wollten. Uns dieses zu vergegenwärtigen, dazu ist gerade ein akademischer Festtag, wie der heutige, ganz besonders geeignet. Es ist natürlich und sogar nothwendig, daß wir bei den alltäglichen Vorlesungen vorzugsweise die näheren und niedrigeren Ziele im Auge haben, für welche Vorlesungen gehalten und gehört werden. Es liegt aber dabei, wenigstens für die Lernenden, die Gefahr nahe, zu wähnen, daß die Examensresultate das einzige Ziel der Beschäftigung mit der Wissenschaft seien. Wir Lehrer sind uns zwar auch bei den alltäglichen Vorlesungen wohl bewußt, daß unsere Arbeit in letzter Instanz einem höheren Ziele gilt. Allein auch bei uns wird dieses Bewußtsein lebendiger, wenn wir uns, wie dieß bei einem akademischen Feste geschieht, als Glieder einer universitas literarum darstellen, die denn doch etwas mehr ist, als ein Complex von Fachlehranstalten und von Prüfungscommissionen. Für die Studierenden aber, die erst im Beginn ihrer wissenschaftlichen Arbeit stehen und das gemeinsame Ziel und den Zusammenhang aller wissenschaftlichen Bestrebungen über den Einzelheiten, die ihnen zunächst entgegentreten, leicht übersehen, hat ein akademisches Fest, wie das heutige, seinen ganz besondern Werth dadurch, daß es im Gegensatze zu den alltäglichen Vorlesungen das Bewußtsein bei ihnen weckt, nicht bloß Theologen, Juristen, Mediciner u. s. w., sondern Jünger der Wissenschaft zu sein, berufen als unsere Commilitonen, d. i. als unsere Kampfgenossen, mit uns und nach uns dem letzten Ziele aller Wissenschaft nachzuringen. Um diese Wirkung zu verstärken, ist ja auch seit einigen Jahren mit unserem akademischen Feste die Stellung von Preisaufgaben und die Verkündigung der Urtheile über die eingegangenen Preisarbeiten verbunden; es soll dadurch den Studierenden das Bewußtsein geschärft werden, daß die universitas literarum als wissenschaftliche Corporation von ihren lernenden Mitgliedern nicht bloß passive Aneignung einer gewissen Menge von Wissensstoff, sondern auch active Betheiligung an der wissenschaftlichen Arbeit erwartet.

Wir Alle also, Lehrer wie Lernende, vergegenwärtigen uns heute im Hinblick auf unsern erhabenen Schirmherrn, der allen Wissenschaften der universitas literarum dasselbe Wohlwollen und dieselbe Gunst zu Theil werden läßt, das gemeinsame oberste und letzte Ziel aller Wissenschaften, dem wir nachzustreben haben: die Erkenntniß der Wahrheit.

Aber ist denn dieses hohe Ziel überhaupt erreichbar? Lehrt nicht der fortdauernde Widerstreit der Ansichten über das, was in einzelnen Fällen wahr sei, der Widerstreit der Ansichten über die Mittel und Wege zur Auffindung der Wahrheit, der Widerstreit endlich der Ansichten über das wahre Wesen Gottes, des Menschen und der übrigen Creatur, daß alles Ringen nach

Erkenntniß der Wahrheit vergeblich ist? So mag man in den Reihen derer fragen, die der Wissenschaft fern stehen, sei es, daß sie neben der gläubigen Aufnahme der Offenbarung, sei es, daß sie neben dem sinnlichen Lebensgenuß das Wissen für überflüssig und eitel halten. Uns genügt es zu wissen, daß es zwar dem einzelnen Forscher in seiner bestimmten zeitlichen Beschränktheit nicht vergönnt ist, den Schleier, der die Wahrheit verhüllt, völlig zu heben, daß es aber den gemeinsamen, sich aneinander reihenden Anstrengungen aller Forscher allerdings gelungen ist, im Lauf der Jahrhunderte der Erkenntniß der Wahrheit näher und immer näher zu kommen. Diese durch die Geschichte der Wissenschaft bewiesene Thatsache hält unsern Glauben an die Wissenschaft aufrecht. Der Gott, der den Keim der Vernunft in den Menschen legte, will auch, daß wir ihn anwenden und entwickeln. Wir können und dürfen daher nicht ablassen von einem Ringen nach vernünftiger Erkenntniß der Wahrheit, das, wenn es auch nie sein Ziel ganz erreichen sollte, doch unbestritten eins der Mittel ist, durch welche nach Gottes Rathschluß das Menschengeschlecht zur Entfaltung voller Humanität erzogen werden soll. Und was den Widerstreit der wissenschaftlichen Ansichten betrifft, so lehrt eben auch die Geschichte der Wissenschaften, daß er, weit davon entfernt ein Beweis für die Vergeblichkeit des wissenschaftlichen Ringens zu sein, vielmehr einer der wirksamsten Hebel für den Fortschritt der Wissenschaften ist. Er ist dieß so sehr, daß man versucht werden könnte, dem tiefsinnigen Spruche des Heraclit, daß der Streit, der πόλεμος, Vater, König und Herr aller Dinge sei, eine hierauf bezügliche Anwendung zu geben und zu sagen, daß die Polemik die Mutter alles wissenschaftlichen Fortschrittes sei. Ein Philosoph würde diesen Gedanken durch eine Darstellung der Bedeutung der Gegensätze des Materialismus und Idealismus, des Realismus und Nominalismus, des Sensualismus und des Intellectualismus für die Entwickelung der philosophischen Speculation zu erhärten im Stande sein. Wir werden Sie gestatten, ihn aus der Geschichte der Sprachwissenschaft mit dem Nachweise des wohlthätigen Einflusses auszuführen, den die schroffsten Gegensätze in den Ansichten über die Sprache auf die Entwickelung der Wissenschaft von der Sprache gehabt haben und noch haben werden.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen beginnt mit dem Gegensatze zweier Ansichten über das Wesen der Sprache, die sich mit eigenthümlicher Schroffheit gegenüberstehen. In der geistig außerordentlich regsamen Zeit des Sokrates, in der Zeit der Sophisten, disputirte man in Athen, unter der lebhaftesten Theilnahme aller Gebildeten über die Frage: ob die Namen φύσει oder νόμῳ seien, d. h. ob sie durch die innere Natur der Dinge, die sie bezeichneten, hervorgerufen, oder durch die Gewohnheit der Menschen den Dingen äußerlich beigelegt seien. Die Vertheidiger jener Ansicht beriefen sich auf den Philosophen Heraclitus von Ephesus, der, wie es scheint, jenes zwar nicht ausdrücklich behauptet, aber doch die Namen der Dinge gelegentlich benutzt hatte, um das Wesen derselben zu deuten; ein Verfahren, das natürlich nur unter der, übrigens auch durchaus volksthümlichen, Voraussetzung

zulässig war, daß die Namen der Dinge das Wesen derselben richtig, d. i. ihrer Natur gemäß, bezeichneten. Die Anhänger der entgegenstehenden Ansicht beriefen sich auf den Philosophen Democritus von Abdera, welcher die volksthümliche, von Heraclit festgehaltene, Ansicht mit den Thatsachen bestritt, daß verschiedene Dinge durch einen und denselben Namen, dasselbe Ding durch verschiedene Namen, einige Dinge aber durch gar keinen Namen bezeichnet würden; und welcher wegen dieser Thatsachen meinte, die Namen gehörten den Dingen nur durch die Gewohnheit der Menschen an, sie mit denselben zu bezeichnen, sie könnten den Dingen also nur nach willkürlicher Uebereinkunft der Menschen gegeben sein. Ein lebendiges Bild von den Beweisgründen, die in Platos Zeit für die eine und die andere Ansicht ins Feld geführt werden konnten, ist uns in Platos nach dem Herakliteer Kratylus genannten Dialoge erhalten.

Es ist nicht nöthig, Ihnen die für und wider geltend gemachten Argumente vorzuführen. Auch ohne das werden Sie sowohl die Schärfe des Gegensatzes, als auch die Verkehrtheit beider extremen Ansichten erkennen. Denn verkehrt waren in der That beide Ansichten. Allerdings nämlich findet eine gewisse Beziehung zwischen den Namen und den Dingen statt; allerdings sind jene, wie es die Sprache selbst durch den auf den Begriff kennen zurückzuführenden etymologischen Sinn von Namen, nomen, andeutet, Kennzeichen der Dinge; allein weit entfernt, die Dinge ihrem Wesen nach kennen zu lehren, geben sie bekanntlich nicht einmal eine Definition des Begriffs der Dinge; sie bezeichnen die Dinge vielmehr nur durch Angabe des der ursprünglich sinnlichen Wahrnehmung am Auffälligsten gewesenen Kennzeichens oder Merkmals. Und andererseits ist allerdings auch die Gewohnheit der Menschen von Einfluß auf das Verhältniß der Namen zu den Dingen. Es ist Ihnen bekannt, daß der Sprachgebrauch, d. i. die Gewohnheit der Menschen zu sprechen, den Sinn der Namen modificirt und umgestaltet; allein weit entfernt, daß die Namen dieser Gewohnheit, die man als eine willkürliche Uebereinkunft auffaßte, ihre Entstehung verdankten, ist ja das Vorhandensein von Namen die nothwendige Voraussetzung, unter welcher erst von einem Gebrauche, von einer Sitte und Gewohnheit, die Rede sein kann. Um aber zu verstehen, wie so verkehrte Ansichten mit Ernst aufgestellt und verfochten werden konnten, muß man sich erinnern, daß man damals über die Sprache noch sehr wenig wußte, indem man überhaupt erst anfing, sie zum Gegenstande der Beobachtung und des Nachdenkens zu machen. Man fragte ja nicht einmal: ist die Sprache φύσει oder νόμῳ, sondern: sind die Namen φύσει oder νόμῳ? Man fragte so, weil man noch auf dem ganz naiven Standpuncte stand, die Sprache für eine Sammlung von Namen zu halten, deren Verhältniß zu den Dingen man unwillkürlich nach Art des Verhältnisses der Eigennamen zu den durch sie bezeichneten Individuen auffaßte.

Trotz der Verkehrtheit der sich so extrem entgegenstehenden Ansichten nun ist der Gegensatz für die Entwickelung der Sprachwissenschaft sehr fruchtbar gewesen. Indem Plato, Aristo-

teles und die Stoiker sich mit der durch jenen Gegensatz angeregten Frage nach dem Verhältnisse des Sprechens zum Denken und Sein beschäftigten, wurden nicht bloß Grundlagen für die Metaphysik und Logik, sondern auch für die Grammatik gefunden. Plato freilich ahnte nur erst den Unterschied zwischen nomen und verbum. Aristoteles erkannte das Vorhandensein eines Bestandtheils in der Sprache, der weder nomen noch verbum, weder ὄνομα noch ῥῆμα sei, und den er, da er zur Verbindung der ὀνόματα und ῥήματα, zur Gliederung der Rede diente, σύνδεσμος oder ἄρθρον, d. i. conjunctio oder articulus, nannte. Erst die Stoiker aber stellten ein System von sechs Redetheilen auf und unterschieden außerdem am nomen die casus, am verbum die tempora. Erst mit dem Vorhandensein eines solchen Gerippes für das System der Grammatik war die Möglichkeit für einen Fortschritt derselben auf dem Wege der Empirie gegeben.

Innerhalb der empirischen Grammatik nun entwickelte sich wiederum ein schroffer Gegensatz zweier Ansichten bezüglich der Beurtheilung der einzelnen Sprachformen, die sich der Beobachtung darboten. Im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, als die Verschiedenheit der Ansichten der Empiriker sich bereits auf Grund vielfacher empirischer Leistungen als ein principieller Gegensatz klar documentirte, wurde in Alexandria und in Rom eifrig darüber verhandelt, ob in der Sprache ἀναλογία oder ἀνωμαλία, Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit, herrsche. Die Anhänger der ἀναλογία beriefen sich auf die großen alexandrinischen Kritiker, Zenodot, Aristophanes und insbesondere auf Aristarch, welche bei ihren kritischen Bemühungen zur Herstellung fehlerfreier Texte der Schriftsteller sich häufig zur Entscheidung der Frage, welche Wortform richtig sei, auf die Aehnlichkeit anderer Wortformen berufen und dadurch zur Zusammenstellung von Gruppen der einander ähnlichen sprachlichen Formen unter dem Gesichtspuncte der Analogie angeleitet hatten. Die Vertheidiger der ἀνωμαλία beriefen sich auf Krates, das Schulhaupt der pergamenischen Grammatiker, welcher als Schüler des Stoikers Chrysippos den von diesem rücksichtlich des Verhältnisses der Sprachformen zu deren Bedeutung aufgestellten Gesichtspunct der ἀνωμαλία auf das Verhältniß der Sprachformen unter einander angewendet und die Zulässigkeit der Analogie damit bestritten hatte, daß er darauf aufmerksam machte, wie z. B. Eigennamen, die im Nominativ einen gleichmäßigen Ausgang hätten, doch die andern Casus ungleichmäßig bildeten. Wie sehr sich auch die Gebildeten an dieser Streitfrage betheiligten, das zeigt am Schlagendsten das Beispiel des C. Julius Cäsar, der die Zeit einer Reise über die Alpen während seines gallischen Feldzugs benutzte, um zwei Bücher de analogia zu schreiben und mit feinem Complimente dem Meister der lateinischen Sprache, dem M. Tullius Cicero, zu widmen. Wir können hier freilich nicht untersuchen, ob er bloß als gebildeter Mann sich an einer wissenschaftlichen Streitfrage betheiligte, oder ob er nebenbei als Cäsar eine providentielle Bestimmung zu erfüllen glaubte, wenn er wie dem römischen Volke, so auch der römischen Sprache die Bahn, welche sie verfolgen sollte, auf Jahrhunderte

vorzuzeichnen unternahm. So viel aber scheint sicher, daß er mit diesem Werke de analogia immerhin ein andersgeartetes Interesse für die Fragen der Wissenschaft verrieth, als der Nachfolger des modernen Cäsar, der zur Verherrlichung des Cäsarismus die Geschichte des Urbilds der Cäsaren schreibt.

Uebrigens muß ich auch hier darauf verzichten, Sie mit den Einzelheiten des geschichtlichen Verlaufs der Streitfrage und der für und wider geltend gemachten Gründe bekannt zu machen. Auch ohne das läßt sich die Einseitigkeit beider entgegengesetzten Ansichten verdeutlichen. Sie Alle wissen, daß in der Grammatik nicht bloß die Regeln, sondern auch die Ausnahmen gelten, und obwohl ich nicht zweifele, daß Ihre Sympathien in Folge der Schulerinnerungen weit mehr den großgedruckten Regeln, also dem Princip der Analogie, als den kleingedruckten Ausnahmen, dem Sitze der Anomalie, zugewendet sind: so hoffe ich doch, daß Sie die jugendliche Antipathie gegen den Reichthum der Sprachen an Ausnahmen hinreichend überwunden haben, um einzusehen, daß es ebenso verkehrt ist, die Analogie zur alleinigen Norm des Sprachgebrauchs, der ihr vielfältig widerspricht, zu machen, als die Anomalie, diese Negation der Analogie, zum Erklärungsprincipe der sprachlichen Formen zu erheben, der Formen, in denen so viele und unverkennbare Reste gleichartiger Aeußerungen eines unter ähnlichen Bedingungen Aehnliches schaffenden Sprachtriebes vorliegen. Allerdings ist die Analogie ein bei der Entstehung und Weiterentwicklung der Sprache mächtiger Trieb; allein keineswegs gelangt er überall zur Geltung; er wird vielmehr nicht selten durch andere neben ihm wirkende Kräfte paralysirt und unterdrückt, mitunter sogar werden die vorhandenen Analogien durch neue Aeußerungen des Triebs der Analogie, die in anderer Richtung hervortreten, gekreuzt und durchbrochen. Andererseits aber ist allerdings von jeher auch eine Anzahl von Anomalien in der Sprache gewesen, und man kennt den Sprachgebrauch nicht vollständig, wenn man diese Anomalien ignorirt: allein viele derselben erweisen sich doch bei genauerer Betrachtung als Trümmer gestörter Analogien, und man verschließt sich nicht bloß den systematischen Ueberblick, sondern auch das historische Verständniß des gewordenen Sprachgebrauchs vollständig, wenn man ihn als ein Conglomerat von Einzelheiten auffaßt, die nun einmal, weil der usus tyrannus ist, Geltung haben.

Um nun aber zu verstehen, wie die alten Grammatiker der Griechen und Römer, Männer von dem ernstesten wissenschaftlichen Bestreben, der feinsten Beobachtungsgabe und dem unverdrossensten Fleiße, dazu kamen, so einseitige Ansichten aufzustellen und festzuhalten, muß man sich erinnern, daß den ältesten Empirikern noch nicht fertige Lehrbücher der griechischen und lateinischen Grammatik vorlagen, sondern daß sie ihre Arbeit gegenüber einem wüsten Chaos von Sprachformen, das ihnen in einer ungeordneten Masse zahlloser Literaturproducte entgegentrat, mit dem dürftigen Gerippe des von der Stoa aufgestellten grammatischen Systems begannen. Man muß bedenken, daß ihre Empirie zunächst nur auf die griechische Sprache gerichtet war,

dann zwar auch die lateinische mit umfaßte, aber auch so eine äußerst beschränkte blieb und ein tieferes Eindringen in den Bau und das Werden der Sprache ebenso wenig gestattete, wie Jemand den Bau und das Wachsthum der Pflanzen würde verstehen lernen, wenn er durch irgend welche Umstände veranlaßt wäre, seine Beobachtungen auf den Weinstock und den Oelbaum zu beschränken.

Trotz der Einseitigkeit aber der Analogisten und der Anomalisten ist auch hier wieder der Widerstreit der Ansichten der Hebel gewesen für die Weiterentwickelung der Sprachwissenschaft. Die Analogisten stellten auf Grund der beobachteten Aehnlichkeiten, die Analogie als Norm der Sprache betrachtend, Regeln auf, die meist zu eng oder zu weit waren; die Anomalisten bestritten die Gültigkeit dieser Regeln, indem sie auf Erscheinungen des Sprachgebrauchs aufmerksam machten, die jenen Regeln sich nicht fügen wollten. Die Analogisten unterschieden sodann subtiler, machten die Regeln je nach Umständen weiter oder enger, formulirten sie überhaupt präciser, um in den neuen Regeln auch den kundgewordenen Anomalien eine Stelle anweisen zu können. Auch gegen diese neue Regeln wurden neue noch nicht berücksichtigte Anomalien ins Feld geführt, was wiederum zu neuer und schärferer Fassung der Regeln nöthigte. Bei diesem immerfort fortgesetzten Verfahren wurde nach und nach das ganze Material des griechischen und lateinischen Sprachschatzes für die wissenschaftliche Betrachtung erobert. Das Resultat des Kampfes war zwar nicht eine tiefere Einsicht in das Wesen und Werden der Sprache, aber doch ein übersichtliches Repertorium des griechischen und lateinischen Sprachschatzes, die wohlgeordnete τέχνη γραμματική, welche sich auf der Grundlage des Systems der Redetheile erhob, deren Zahl bei dem Fortschritt der empirischen Forschung auf acht festgesetzt war. Das grammatische Wissen des Apollonius und Herodianus, von denen die τέχνη γραμματική der griechischen Sprache im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt vollendet ward, stand, so unvollkommen es auch, von unserem Standpuncte aus betrachtet, sein mag, doch unendlich hoch über dem grammatischen Wissen des ältesten alexandrinischen Kritikers Zenodot, geschweige denn der Zeit, in welcher man angefangen hatte zu fragen, ob die Namen φύσει oder νόμῳ seien.

Es würde müßig sein zu erörtern, ob die Analogisten oder die Anomalisten das größere Verdienst an dem Ausbau der τέχνη γραμματική hatten. Aeußerlich betrachtet haben zwar die Analogisten gesiegt, indem Apollonius und Herodianus sich als Anhänger des Princips der Analogie bekannten; allein um welchen Preis sie das Feld behaupteten, geht daraus hervor, daß Herodianus ein besonderes Buch περὶ μονήρους λέξεως schrieb, d. h. über den alleinstehenden Ausdruck, worin er eine ganze Reihe solcher Sprachformen behandelte, die, jede für sich betrachtet, mit keiner andern völlig analog seien, und daß er dabei meinte, eine analoge Reihe könne ebensogut aus einem Gliede, wie aus zwei, drei oder mehreren bestehen, der Trieb der Analogie könne sich ebensowohl nur in einem Falle, wie in mehreren entfalten. Jetzt ist der

Gegensatz zwischen Analogisten und Anomalisten nicht bloß äußerlich vermittelt, sondern innerlich überwunden. Jeder Empiriker sucht nicht bloß Analogien und nicht bloß Anomalien, sondern jeder hat bei seinen Beobachtungen Beides zugleich im Auge. Zu der Einsicht aber, daß dieß nothwendig sei, würde man nicht gelangt sein, wenn nicht im Alterthum die Arbeit getheilt gewesen und die Schärfe der Beobachtung durch wechselseitige Kritik und Polemik entgegengesetzter Ansichten wäre gesteigert worden.

Nunmehr muß ich Sie ersuchen mit mir einen Zeitraum von 1600 Jahren zu überspringen. Seit Apollonius und Herodianus hat die Sprachwissenschaft bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts keinen Fortschritt gemacht, wenigstens keinen solchen, welcher der Erkenntniß des wahren Wesens der Sprache näher gebracht hätte. Im Alterthum und im byzantinischen Mittelalter blieb man auf dem Standpuncte des Apollonius und Herodianus stehen, so gut man es bei dem bald nachher beginnenden Verfall der Wissenschaften vermochte; das römische Mittelalter hatte ganz andere geistige Interessen und begnügte sich mit dem Erlernen der lateinischen Sprache für praktische Zwecke; in der neueren Zeit aber hatte man anfangs reichlich zu thun, die τέχνη γραμματική des Alterthums wiederzugewinnen. Mit den auf die Wiedergewinnung derjenigen technischen Sprachkenntniß gerichteten Bestrebungen, welche die besten Grammatiker des Alterthums besessen hatten, verband sich in neuerer Zeit freilich ein bewußteres Vergleichen der griechischen und lateinischen Sprache unter einander und mit der Muttersprache, ein eindringlicheres Studium der hebräischen Sprache als der Sprache des Alten Testaments, ein Interesse endlich, freilich mehr der Neugierde als der Wißbegierde, für die bekannt gewordenen Sprachen fremder Welttheile. Alles dieses führte indeß nur zu einer äußerlichen Erweiterung der empirischen Kenntnisse, nicht aber zu einer Erhebung des wissenschaftlichen Standpunctes über den der Grammatiker des Alterthums.

Eine solche datirt erst aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welcher, wie einst in der Blüthezeit Griechenlands die überlieferten Ansichten unter dem theilnehmenden Interesse aller Gebildeten auf den Grund ihrer inneren Berechtigung hin geprüft wurden. Ueberall trat dem traditionellen und durch die Tradition starr gewordenen Schulglauben der Zweifel, überall trat der Autorität die Kritik entgegen. Wie im Zeitalter der griechischen Sophisten, so wurde auch damals der Spruch des Epicharmus lebendig:

νᾶφε καὶ μέμνασ᾽ ἀπιστεῖν, ἄρθρα ταῦτα τᾶν φρενῶν,

so lebendig, daß Mißtrauen gegen und Zweifel an der Ueberlieferung das ganze Zeitalter beherrschten.

Die traditionelle von den Kirchenvätern herstammende Ansicht von der Sprache war aber die, daß die Sprache, wie Alles, was den Menschen vor dem Thiere auszeichne, dem Menschen durch die Gnade Gottes unmittelbar verliehen worden sei. Natürlich dachte man sich diese

Ursprache des ersten Menschen vollkommen, wie der Mensch selbst als vollkommen erschaffen galt. Gegenüber dieser vermeintlich orthodoxen Ansicht vom Ursprung der Sprache erhoben sich lauter und immer lauter die Stimmen derer, welche behaupteten, daß die Sprache nicht Gottes Werk, sondern Menschenwerk sei, daß die Menschen mit ihren natürlichen Anlagen auch ohne unmittelbare göttliche Mittheilung die Sprache hätten erfinden können. So wurde die Frage nach dem göttlichen oder menschlichen Ursprunge der Sprache endlich jetzt vor 100 Jahren zu einer Tagesfrage in den Kreisen der Gebildeten. Im Jahre 1766 versuchte Süßmilch in einer in ihrer Art gründlichen Schrift von Neuem umständlich zu beweisen, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe, wobei er aber die Sprache nicht etwa als anerschaffen, sondern als nach der Schöpfung dem Menschen durch Gott selbst offenbart darstellte. Auf Anlaß dieser Schrift machte die Berliner Akademie die Frage zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Der Preis zwar wurde gewonnen; die Aufgabe aber blieb gleichwohl ungelöst, und die Frage wurde nach wie vor von französischen, englischen und deutschen Gelehrten lebhaft discutirt. Ja Herder selbst, der den Preis der Berliner Akademie gewonnen hatte durch seine Schrift über den Ursprung der Sprache, in der er sich gegen Süßmilch für den menschlichen Ursprung der Sprache erklärte, wurde bekanntlich später an seiner Ansicht wiederum irre, und es gelang dem Mysticismus Hamanns, ihn zu der Ansicht vom göttlichen Ursprunge zu bekehren.

Auch hier gebietet die Kürze der Zeit zu verzichten auf eine Schilderung der Wandlungen, die diese Frage durchgemacht hat, und auf eine Aufzählung der Gründe, die für und wider vorgebracht wurden. Der Grundfehler aber, der von beiden Seiten gemacht wurde, war der, daß man die Sprache in der von den alten Grammatikern überkommenen Auffassung als ein Kunstwerk betrachtete. Mit welcher Einseitigkeit ferner die Gegensätze sich gegenüberstanden, mögen Sie daraus ermessen, daß Vertreter des göttlichen Ursprungs meinten, Gott habe die Sprache erfunden und das fertige Rüstzeug derselben den ersten Menschen mitgetheilt; wobei sie freilich den Nachweis schuldig blieben, wie denn die ersten Menschen, selbst noch ohne Sprache, die ihnen mittelst der Sprache überlieferte Sprache hätten sich aneignen und verstehen lernen können. Vertreter des menschlichen Ursprungs nahmen dagegen an, daß die Menschen eine Zeit lang den Thieren gleich ohne Sprache existirt hätten und dann, durch die Noth getrieben und aufmerksam geworden auf die Verschiedenheit der von ihnen hervorgebrachten Töne, im Wege verständiger Ueberlegung sich über den Sinn, den die einzelnen Laute haben sollten, verständigt hätten; wobei auch sie freilich den Nachweis schuldig blieben, wie denn verständige Ueberlegung und gar Verständigung unter Mehreren ohne die Voraussetzung der Sprache möglich sei.

Jetzt freilich ist es leicht, vornehm herabzusehen auf den von der rationellen Wissenschaft unserer Tage wesentlich verschiedenen Rationalismus der damaligen Ansicht vom menschlichen

Ursprunge der Sprache. Ebenso leicht aber würde es sein auch über den auf den Gebrauch der Vernunft verzichtenden Mysticismus zu spotten, der orthodoxer war, als die Bibel es verlangte. Denn bekanntlich heißt es im ersten Buche Mose, Capitel 2, Vers 19 f.: „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde, und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen." Es ist leicht, sage ich, die Einseitigkeit jener Gegensätze jetzt zu erkennen. Allein wie wir überhaupt nicht vergessen dürfen, daß jener Rationalismus des vorigen Jahrhunderts nur eine Durchgangsstufe wissenschaftlicher Entwickelung war, und daß wenigstens der Mysticismus, der eben auch nur einen relativen Werth für die wahre Wissenschaft hat, nicht das Recht hat, ihn seicht zu nennen: so dürfen wir in Betreff des Problems der Sprache nicht vergessen, daß wir ohne jenen Rationalismus und ohne jenen ihm correlaten Mysticismus jetzt nicht in der Lage wären, dasselbe in einem tieferen Sinne aufzufassen; daß wir ohne jenen Gegensatz jetzt schwerlich diejenige Sprachwissenschaft besäßen, welche gegenüber der Grammatik der Alten ein sicherer Beweis ist, daß das Ringen nach wissenschaftlicher Erkenntniß in Wirklichkeit dem Ziele näher führt.

Denn in so einseitiger Weise die Frage auch anfänglich discutirt wurde, so ergab sich doch als Resultat der Discussion die Einsicht, daß die Sprache weder von Gott noch vom Menschen erfunden sei, weil sie überhaupt nicht erfunden, sondern entstanden; weil sie überhaupt nicht gemacht, sondern geworden ist. Es ergab sich die Einsicht, daß die Sprache kein Kunstwerk, überhaupt kein Werk, sondern eine Lebensäußerung des Menschen, eine zu seinem ganzen Wesen gehörige Thätigkeit sei. Kurz es ergab sich die Einsicht, welche Wilhelm v. Humboldt in dem Satze ausgesprochen hat: „Die Sprache ist kein ἔργον sondern eine ἐνέργεια; sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen." Diese Einsicht war freilich noch nicht zu völliger Klarheit gelangt, als seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Empirie auf dem Gebiete der Sprachforschung einen neuen Aufschwung nahm. Allein wie der Streit über φύσις und νόμος den empirischen Grammatikern der Griechen die erweiterungsfähigen Grundzüge eines Systems lieferte, so bot doch der Streit über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache den modernen Empirikern eine Reihe fruchtbarer Gesichtspuncte dar, welche unwillkürlich die Richtung der Empirie beeinflußten und, wie ich Ihnen zuletzt noch mit einigen Worten zeigen werde, wiederum zu einem Gegensatze führten, der jetzt erst mit einer an die Schärfe der früheren Gegensätze erinnernden Einseitigkeit sich scheint formuliren zu sollen.

Herder's Schrift über den Ursprung der Sprache war dictirt von dem lebendigen

Interesse, das Herder für alle Bethätigungen des Menschengeistes, bei welchen Völkern auch sie hervortreten mochten, empfand. Sie hat ohne Zweifel wesentlich dazu mitgewirkt, daß man alle Sprachen der Erde, so weit sie bekannt waren und wurden, als Zeugen humaner Geistesthätigkeit mit wissenschaftlichem Interesse erforschte, daß man nicht mehr bloß einige auserwählte Sprachen, die classischen und etwa noch die hebräische, als würdige Objecte der Sprachwissenschaft ansah. Indem nun aber die allgemeine Sprachwissenschaft seit der eifrigen Verhandlung jener Streitfrage unter der Nachwirkung Herder'scher Ideen erblühte, entwickelte sich sofort unter den Empirikern ein Gegensatz zwischen sprachvergleichender und philologischer Grammatik.

Die sprachvergleichende Grammatik suchte durch die Vergleichung der Sprachen, die sich natürlich an das vergleichbarste Material der Sprache, die Laute und Wörter hielt, Aufschluß zu gewinnen über die genealogische Verwandtschaft der Sprachen unter einander; sie ist dahin gelangt die große Mannigfaltigkeit von Sprachen, welche gesprochen wurden und werden, auf verwandtschaftlich zusammengehörige Gruppen zurückzuführen, auf Sprachstämme, deren historische Verzweigung sie bis zu den jetzt gesprochenen Dialekten und Mundarten herab verfolgt. Um die griechische und lateinische Sprache bekümmerte sie sich nur aus denselben Gesichtspuncten, aus denen sie z. B. etwa den erstorbenen slavischen Dialekt der alten Preußen und die im Aussterben begriffene Sprache der Litauer erforschte. Ja die Sprache der Hottentotten hat für den Linguisten von reinem Wasser dasselbe Interesse wie die Sprache, in welcher die homerischen Epen gedichtet worden sind. Die philologische Grammatik dagegen suchte durch eine immer eindringlichere Beobachtung des Sprachgebrauchs der verschiedenen Schriftsteller der griechischen und lateinischen Sprache die Mannigfaltigkeit der Anwendungen kennen zu lernen, welche der menschliche Geist von den Mitteln der Sprache zum Ausdruck seiner Gedanken macht. Während man philologischerseits bezüglich der Laut- und Formenlehre im Wesentlichen auf dem Standpuncte der τέχνη γραμματική des Alterthums stehen blieb, suchte man sich bezüglich des Gebrauchs der Redetheile in lebendiger Rede, bezüglich der Syntax, durch eine geistigere Auffassung des Wesens der Sprache über die mechanische Auffassung des Alterthums zu erheben. Man suchte in den Geist der griechischen und lateinischen Sprache einzudringen, weil man wohl fühlte, daß dieser Geist derselbe sei, der in einzelnen Individuen zu besonderer Genialität gesteigert, auch die mustergültigen Werke der bildenden und redenden Künste ins Leben gerufen habe.

Man sollte glauben, es hätte nahe gelegen, in diesen beiden Richtungen das Verfahren einer weisen Arbeitstheilung zu erkennen. Allein diese Erkenntniß fehlte und fehlt zum großen Theil noch heute. Nicht allein daß die beiden Richtungen anfangs sich thatsächlich ignorirten, nein, es stellte sich sehr bald eine gegenseitige Geringschätzung heraus, die späteren Generationen ebenso unberechtigt im Princip erscheinen wird, wie uns jetzt der Kampf der Analogisten und der Anomalisten als unberechtigt im Princip erscheint. Die Philologen konnten anfangs es

nicht begreifen, wie man aus dem Sanskrit, der Sprache der alten Indier, den Bau der griechischen und lateinischen Casus, Tempora und Modi erklären wolle; sie spotteten über den, allerdings etwas verfrühten Versuch eines genialen Sprachvergleichers, den gesammten Wortschatz der griechischen Sprache auf verhältnißmäßig wenige, für die an griechischen Wohllaut Gewöhnten zum Theil unaussprechbare, Wurzeln zurückzuführen. Die Sprachvergleicher hinwiederum lachten über die Philologen, welche noch immer, in den Anschauungen der alten Grammatiker befangen, die Lautwandlungen als πάθη, d. h. als Krankheiten, als krankhafte Abweichungen von einer vermeintlich gesunden und normalen Lautform betrachteten; sie bemitleideten die Philologen, welche ohne Einsicht in die historischen Lautveränderungen nicht selten fruchtlos sich bemühten, das Aeltere aus dem Jüngeren, das Ursprüngliche aus dem Gewordenen genetisch zu erklären.

Jetzt ist das freilich zum Theil schon anders geworden. Die Philologen haben angefangen, sich die Resultate der Sprachvergleichung für die Laut- und Formenlehre anzueignen. Sie sind durch eine eingehende Benutzung der für die Zwecke der Grammatik früher nicht genug benutzten griechischen und lateinischen Inschriften zu einer genaueren Kenntniß der griechischen Dialekte, der italischen Sprachen und der Entwickelungsstadien der griechischen und lateinischen Sprache überhaupt gelangt. Und *diese* Resultate philologischer Forschung werden denn auch von den Sprachvergleichern nicht mehr ignorirt, sondern im Ganzen genommen gebührend gewürdigt. Hierin liegt schon zum Theil wenigstens der Beweis meiner Behauptung von der Fruchtbarkeit auch dieses Gegensatzes für die wissenschaftliche Entwickelung. Allein die Gegensätze bestehen noch immer fort; um die Syntax bekümmern sich die Sprachvergleicher gar wenig. Die vergleichenden Grammatiken von *Bopp* und von *Schleicher* gehen auf die Syntax gar nicht ein, und selbst *Jacob Grimm*, der doch unter allen empirischen Sprachforschern als Muster dasteht, wie man sich persönlich über die Einseitigkeit der Gegensätze erheben kann, betrachtet die Syntax als „halb schon außerhalb der Grammatik liegend". Während in Wahrheit das Wesen und der Gehalt der Sprache nur aus der combinirten Betrachtung der Formen einerseits und ihres Gebrauchs andererseits erkannt werden kann, betrachten die Sprachvergleicher eben so einseitig die *Formen*, wie die Philologen den *Gebrauch* derselben als die Hauptquelle der Erkenntniß.

Der Zwiespalt der Richtungen zeigt sich in interessanter Weise auch darin, daß beide Richtungen einen besondern Anspruch auf das Prädicat *historischer* Grammatik erhoben haben. Die Sprachvergleicher behaupteten eine historische Wissenschaft zu treiben, weil sie die gewordenen Sprachen bis zu ihrem Ursprunge zurück, soweit als es der Beobachtung möglich sei, verfolgten; weil die Darstellung der geschichtlichen Verzweigung der Sprachen aus mehreren Ursprachen (eventuell auch aus einer) heraus das Ziel ihrer Bemühungen war. Die Philologen dagegen meinten, was die Sprachvergleichung in dieser Beziehung Neues lehren könne, beziehe sich auf den *vorgeschichtlichen* Zustand der Sprachen; die *Geschichte* der griechischen

und lateinischen Sprache aber fange erst da an, wo die Völker der Griechen und Römer, längst losgelöst vom indogermanischen Urvolk, mit ausgeprägter Nationalität in die Geschichte einträten.

Auffallend ist bei diesen beiderseitigen Prätensionen zunächst dieses, daß weder die sprachvergleichende noch die philologische Grammatik es bis jetzt zu einer wirklichen Geschichte sei es der Sprache im Ganzen, sei es einzelner Sprachstämme, sei es einzelner Sprachen gebracht hat. Indeß auch dieß ist begreiflich, da die Sprachvergleichung, auf die Betrachtung des Körperhaften der Sprache gerichtet, zu dem Resultate gelangt ist, daß die Geschichte der Sprachen, nachdem in vorhistorischer Zeit ein Höhepunct in der Vollendung der grammatischen Formen erreicht sei, eigentlich nur noch in einem Verfall, in einer Verwitterung, in einer Zerrüttung bestehe. Es ist das eine Vorstellung von historischer Entwickelung, welche freilich viel besser zu der Annahme einer geoffenbarten und somit vollkommenen Ursprache, als zu den Voraussetzungen der Linguisten paßt. Sie macht es denn auch, beiläufig bemerkt, erklärlich, daß das Verständniß der mosaischen Völkertafel, durch deren historisch-kritische Behandlung sich unser verstorbener College Knobel ein ihn und die Theologie der Ludewigs-Universität ehrendes Denkmal gesetzt hat, — daß das, natürlich orthodoxe, Verständniß der mosaischen Völkertafel, sag' ich, noch vor wenigen Jahren als die höchste Aufgabe der Linguistik hingestellt worden ist, mit deren Lösung die Sprachwissenschaft dem Glauben gegenüber erst diejenige Stellung einnehmen werde, die ihr allein gebühre. — Andererseits macht die philologische Grammatik allerdings eine unentbehrliche und höchst verdienstvolle Vorarbeit für die Geschichte der classischen Sprachen, wenn sie die Thatsachen des Sprachgebrauchs bezüglich der Formen und der Syntax nach der historischen Aufeinanderfolge der Inschriften und der Schriftsteller vollständig und zwar kritisch festzustellen sucht. Allein zu einer historischen Sprachwissenschaft wird sie durch diese Vorarbeit allein noch nicht, sondern sie wird es vielmehr erst dann, wenn sie die Entwickelung der classischen Sprachen bis zur Blüthezeit der griechischen und römischen Nation als eine fortschreitende Vervollkommnung des Organs einer immer reicher werdenden Geistesbildung darzustellen unternehmen wird.

Es ist übrigens wohl klar, daß ehe der Gedanke einer Geschichte der Sprache auf weiterem oder engerem Gebiete verwirklicht werden kann, noch manches vorgearbeitet werden muß, sowohl auf sprachvergleichender, als auch auf philologischer Seite; klar aber auch, daß bei diesen von entgegengesetzten Standpuncten und von verschiedenen Anschauungen über den Sinn historischer Entwickelung aus unternommenen Vorarbeiten für den Fortschritt der Sprachwissenschaft viel, unendlich viel gewonnen werden wird. An dieser Hoffnung brauchen wir nicht deßhalb zu verzweifeln, weil gerade jetzt von sprachvergleichender Seite her eben dieses, daß die Sprachen sich geschichtlich entwickeln, worüber im Princip wenigstens ein Einverständniß zu bestehen schien, wiederum in Frage gestellt wird. Daß dieß geschieht, ist freilich demjenigen nicht wunderbar, der die Ansichten der Sprachvergleicher über die Entwickelung der Sprache kennt.

Schon Bopp, der Begründer der sprachvergleichenden Richtung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen sagt: „Eine Grammatik in höherem wissenschaftlichen Sinne soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein, sie soll, soweit es möglich ist, geschichtlich den Weg ausmitteln, wodurch sie zu ihrer Höhe emporgestiegen oder zu ihrer Dürftigkeit herabgesunken ist; besonders aber naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwickelung oder Zerrüttung oder die Wiedergeburt aus früherer Zerstörung vor sich gegangen." „Die Sprachen sind nämlich, so meint er, als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprincip in sich tragend sich entwickeln und nach und nach absterben." Und auch Jacob Grimm, der auf dem Gebiete der deutschen Philologie und Sprachwissenschaft wie gesagt die sprachvergleichende und die philologische Richtung in seiner Person vereinigte, erkennt es an, daß man das Sprachstudium nicht ohne Grund dem der Naturgeschichte an die Seite gestellt habe, obwohl er andererseits natürlich nicht verkennt, daß es einen „Wendepunct gibt, wo Naturforschung und Sprachforschung wesentlich sich von einander scheiden." Ist es da zu verwundern, daß die jüngere Generation der Sprachvergleicher, der die Entwickelung der indogermanischen Sprachen seit der Zeit der in üppiger Formvollendung dastehenden indogermanischen Ursprache nichts ist, als phonetische Corruption, der die gegenwärtigen slavischen, romanischen, germanischen Sprachen, darunter unsere herrliche, reiche, kraftvolle deutsche Muttersprache, nichts sind als senile Sprachexemplare — ist es da zu verwundern, frag' ich, daß die jüngere Generation der Sprachvergleicher einen Schritt weiter geht und geradezu erklärt: die Sprachen seien nichts anderes als Naturproducte, die Sprachwissenschaft sei gar keine historische, sondern vielmehr eine Naturwissenschaft?

Am Entschiedensten vertritt diesen Standpunct, mit dem der Gegensatz der linguistischen zur philologischen Richtung so scharf, wie nie zuvor, bezeichnet ist, der durch die methodische Schärfe und kritische Sorgfalt seiner sprachvergleichenden Detailforschungen rühmlichst bekannte August Schleicher. „Die Sprache, sagt er, ist das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln u. s. f." Und an einer andern Stelle: „Ausbildung der Sprache ist uns aber gleichbedeutend mit Entwickelung des Gehirns und der Sprachorgane." Endlich: „Die Glottik (so nennt Schleicher in einer seinen Standpunct, der nur die γλῶσσα kennt, den λόγος aber ignorirt, bezeichnenden Weise die Sprachwissenschaft) — die Glottik findet nichts, was der Annahme widerspräche, daß die einfachsten Gedankenäußerungen mittels des Lautes, daß die Sprachen einfachsten Baues allmählich aus Lautgebärden und Schallnachahmungen, wie sie auch die Thiere besitzen, hervorgegangen sind."

Werden die Philologen auch dieses Resultat der vergleichenden Sprachwissenschaft sich aneignen? Ich glaube schwerlich, da sie von den zwei Seiten, welche die Sprachen der wissenschaftlichen Betrachtung darbieten, ich meine die körperliche und die geistige, die letztere den

Linguisten gegenüber vorzugsweise gepflegt haben und pflegen müssen. Werden sie in das entgegengesetzte Extrem fallen? Ebensowenig, denn dieses ist in ihren Kreisen glücklicherweise bereits zweimal dagewesen: in dem Versuche Gottfried Hermanns, das System der Redetheile auf die Kantischen Kategorieen zu begründen, und in dem Versuche Beckers, aus dem nach gewissenlogischen Postulaten construirten Begriffe des Satzes den Organismus der Sprache zu erklären. Aber daran werden wir Philologen allerdings festhalten, daß die Sprachwissenschaft trotz der Physiologie der Laute nicht zu den Naturwissenschaften, daß sie vielmehr wegen der durch die Laute reflectirten psychologischen Vorgänge zu den Geisteswissenschaften gehört. Wir werden bei der Gebundenheit des menschlichen Geistes an den Körper zwar einräumen, daß die Entwickelung der Sprache wie die des Geistes überhaupt mit bedingt ist durch die Beschaffenheit des Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane; wir werden aber nicht einräumen, daß die körperlichen Organe die hervorbringende Ursache der Sprache seien, sondern diese nach wie vor in dem Geiste suchen, der lebendig macht, und dem an sich bedeutungslosen körperhaften Laute den Odem des geistigen Lebens einhaucht.

Uebrigens ist die jetzt so scharf ausgesprochene Streitfrage über das Wesen der Sprache nur eine neue und präcisere Formulirung derjenigen Differenz, welche schon zwischen Epicur und der Stoa bestand. Epicur und die Stoiker waren darüber einig, daß die Sprache φύσει, von Natur, sei. Aber die Stoiker meinten, sie sei von Natur, weil die Vorstellungen, die in der Sprache Ausdruck fänden, dem menschlichen Geiste natürlich seien. Epicur hingegen meinte, daß die Sprache von Natur sei, weil das Sprechen eine ebenso natürliche Verrichtung sei, wie das Sehen und Hören, wie das Husten und Niesen, wie das Bellen der Hunde und das Brüllen der Stiere. So ist man jetzt zwar auch darüber einig, daß die Sprache einen natürlichen Ursprung habe; allein während in der logischen Sprachanschauung Beckers die Sprache deßhalb als ein natürlicher Organismus angesehen wurde, weil Sprechen und Denken eins, das Denken aber eine organische Function des Menschengeistes sei; so werden in der physiologischen Sprachanschauung Schleichers die Sprachen gleich den Thieren und Pflanzen als reale Naturwesen, als materielle Existenzen angesehen, erzeugt von dem Organismus des menschlichen Leibes.

Bei dieser Formulirung der Streitfrage ist es selbstverständlich, daß sie auf dem Gebiete der empirischen Sprachwissenschaft nicht ausgefochten werden kann. Diese wird zwar nach wie vor ihren großen Nutzen von dem Fortbestehen der Gegensätze und von ihrer fortwährenden Reibung an einander haben; allein entschieden kann die Frage nur von der Philosophie werden, da sie nur eine einzelne Aeußerung ist des allgemeinen Gegensatzes zwischen Materialismus und Idealismus, zwischen Sensualismus und Spiritualismus, des Gegensatzes, welchen die Philosophie in allen seinen Aeußerungen zu verfolgen und schließlich auszugleichen hat. Da die Philosophie aber wiederum nicht sicher vorschreiten kann, wenn sie sich nicht auf die Ergebnisse der Empirie

stützt, so ist hiermit nicht bloß die Nothwendigkeit der Philosophie überhaupt, sondern zugleich auch dieses nachgewiesen, daß als Brücke zwischen Empirie und Philosophie neben den empirischen Richtungen der Sprachwissenschaft auch eine auf die Empirie sich stützende philosophische Behandlung der Sprachen eine wissenschaftliche Nothwendigkeit ist. Und in der That ist das, was Wilhelm v. Humboldt in seiner mehr berühmten als bekannten, mehr gepriesenen als gewürdigten Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, was ferner Heyse, Pott, Steinthal, Lazarus und Andere in dieser Richtung der modernen Sprachphilosophie geleistet haben, ein Beweis, daß man nach und nach, wenn auch nur schrittweise und mit gelegentlichen Abirrungen vom richtigen Wege, über die Gegensätze hinaus dem Ziele näher kommt. Dabei aber wollen wir nicht vergessen, daß diese moderne Sprachphilosophie, von Wilhelm v. Humboldt begründet, selbst erst als eine der schönsten Früchte hervorgegangen ist aus der Empirie, die sich in dem Kampfe der Gegensätze der linguistischen und philologischen Forschung entfaltete.

Und mit diesem Hinblicke auf die Bedeutung der Philosophie, welche berufen ist, die Dissonanzen der Empirie in einer höheren wissenschaftlichen Harmonie aufzulösen, lassen Sie mich schließen. Denn natürlich möchte ich nicht den Schein auf mich laden, als wenn ich an einem Tage der festlichen Freude zu Kampf und Streit gemahnt hätte, ohne auf die daraus hervorgehende Eintracht, um deren willen gekämpft und gestritten wird, hinzuweisen. Auch Heraclit, an dessen Ausspruch vom Streite, dem Vater aller Dinge, ich anknüpfte, betrachtet den Streit nur als die nothwendige Voraussetzung der Eintracht, der ἁρμονίη παλίντονος, die er durch die einander entgegen gespannten Enden des Bogens oder der Leyer versinnbildlicht. Uebrigens erscheint ja auch das, was in der Gegenwart der Kämpfenden als feindseliger Streit sich darstellt, dem Blicke des zurückschauenden Betrachters nicht sowohl in der Eigenschaft einer ἔρις κακή, als vielmehr in der der ἔρις ἀγαθή des Hesiodus; es erscheint nicht sowohl als tadelnswerthe Zwietracht, sondern vielmehr als löblicher Wetteifer nach Erringung eines und desselben Ziels.

Hieran aber zu denken lag mir um so mehr nahe, als die Verkündigung des Resultats der Preisbewerbungen mich an die Bedeutung der Hesiodeischen ἔρις ἀγαθή, des Wetteifers, auch für die wissenschaftlichen Studien der jüngern Generation unter uns erinnern mußte. Leider aber muß ich in dieser Hinsicht es aussprechen, daß die ἔρις ἀγαθή im verflossenen Jahre nicht so große Macht über Ihren Sinn, theure Commilitonen, gehabt zu haben scheint, wie die ἔρις κακή, welche Krieg und Hader erzeugt und welche in manchen Spuren zu sehen war. Mag es nun sein, daß die Aufgaben zu hoch gegriffen waren für noch ungeübte Kräfte, oder daß das ächte wissenschaftliche Interesse nicht lebendig genug war, um einer größeren Anzahl von Bewerbern den Muth zu geben, in die Schranken zu treten und durch ungewöhnliche Anspannung die noch ungeübten Kräfte für den Weltkampf zu stählen: beklagenswerth ist es

unter allen Umständen, daß unter sieben im vorigen Jahre gestellten Aufgaben überhaupt nur zwei bearbeitet worden sind. Weder die theologische, noch die juristische, noch die medicinische Facultät haben über Versuche zur Lösung der von ihnen gestellten Aufgaben zu berichten. Indem ich dieses negative Resultat publicire, habe ich auf den besonderen Wunsch der Großherzoglichen theologischen Facultät hinzuzufügen, daß dieselbe nicht umhin kann, ihr tiefes Bedauern über den Mangel an wissenschaftlicher Regsamkeit auszusprechen, der sich in der Nichtbearbeitung der von ihr gestellten Frage bei den zu ihr gehörenden Studierenden kund gibt.

Auch die Großherzogliche philosophische Facultät hat über die aus dem Gebiete der neueren Philologie von unserem inzwischen durch den Tod abberufenen Collegen Adrian gestellte Aufgabe keine Arbeit erhalten.

Aus dem Gebiete der Architektur hatte sie die Frage gestellt:

„Welches ist die zweckmäßigste innere Anordnung der protestantischen Kirchen? Geschichtliche Einleitung des Bedürfnisses. Akustische Anforderungen. Beurtheilung der Grundsätze, welche in den Protokollen der deutschen evangelischen Kirchenconferenz zu Eisenach vom Jahr 1861 niedergelegt sind. Entwickelung der eigenen Ansichten und Darlegung derselben durch einen Entwurf zu einer protestantischen Kirche für 2000 Personen."

Sie hat zur Beantwortung dieser Frage nur eine Arbeit erhalten mit dem Motto:

„Der gothische Styl ist der Ausdruck der christlich-germanischen Idee."

Dieselbe zeugt zwar von Liebe zur Sache, von Fleiß und Kenntnissen, kann aber weder dem Inhalte noch der Form nach als eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung der gestellten Aufgabe angesehen werden. Ohne irgend welche eigene Forschungen, ohne Kenntniß der betreffenden Literatur ergeht sich der Verfasser nur in allgemeinen meist oberflächlichen Betrachtungen. Namentlich fehlt hinsichtlich der akustischen Anforderungen die wissenschaftliche Entwickelung und Anwendung der leitenden Grundsätze. Bei der Darlegung der eigenen ästhetischen Ansichten verliert sich der Verfasser in Schwärmereien ohne inneren Gehalt. Der Entwurf endlich zu einer protestantischen Kirche im gothischen Styl ist zwar nicht ohne Studium und Geschmack; aber er zeigt wesentliche Mängel und constructive Fehler, z. B. die unverhältnißmäßige unnöthige Verstärkung der Mauer durch Verdoppelung da, wo sich der Thurm an die Vorderseite des Schiffs ansetzt.

Die philosophische Facultät konnte daher diese Arbeit nicht als würdig zur Ertheilung des Preises betrachten.

Aus dem Gebiete der Chemie hatte die philosophische Facultät folgende Frage gestellt:

„Aus Cyanallyl entsteht durch Einwirkung von Alkalien eine Modification der Crotonsäure, verschieden von der im Crotonöl enthaltenen. Die aus Cyanallyl gewonnene Säure ist für sich, wie in ihren Salzen, genauer zu untersuchen; es ist insbesondere nachzuweisen, ob dieselbe in Buttersäure überführbar ist, und ob, in bejahendem Falle, die so erhaltene Buttersäure identisch oder nur isomer ist mit der normalen durch Gährung von Zucker entstehenden."

Auch auf diese Frage ist nur eine Arbeit eingelaufen, die das mit Bezug auf das Resultat der Arbeit gewählte Motto trägt:

Hydrogenium in statu nascenti.

Bei dieser Arbeit erkennt die philosophische Facultät sowohl die entwickelten Kenntnisse im theoretischen Gebiete der Chemie, als auch die aus der Bearbeitung sich ergebende Ausdauer in der Ermittelung eines chemischen Problemes auf exactem Wege an.

Sie hat daher beschlossen, der Abhandlung den Preis zu ertheilen.

Der Name des Verfassers ist:

Carl Bulk, stud. chem. (aus Netphen in Preußen).

Es erübrigt mir nun die für das Jahr $18^{65}/_{66}$ gestellten Preisaufgaben zu verkündigen.

Die Großherzogliche theologische Facultät stellt folgende Aufgabe:

„Es sollen auf Grund einer allgemeinen Vergleichung zwischen der Alttestamentlichen und der Persischen Religion die Berührungspuncte beider in Beziehung auf Lehren und Gebräuche herausgestellt und die Frage untersucht werden, ob dieselben durch geschichtliche Einflüsse der letzteren auf die ersteren zu erklären seien."

Die Großherzogliche juristische Facultät wünscht:

„eine historisch-dogmatische Darstellung des Begriffs und der rechtlichen Bedeutung der sogenannten Streitgenossenschaft, nach den Quellen des gemeinen deutschen Proceßrechts, mit Berücksichtigung der namhaftesten Particular-Proceß-Ordnungen und Gesetze.

Die Großherzogliche mediciniſche Facultät ſtellt folgende Aufgabe:

„Es ſollen, ſowohl durch die Sammlung der vorliegenden Beobachtungen, als insbeſondere durch Experimente, die Wirkungen hoher Temperaturgrade auf den thieriſchen Körper unterſucht werden. Ausgeſchloſſen von der Aufgabe ſind die eigentlichen localen Verbrennungen, dagegen ſollen durch möglichſt genaue und Wechſel-Verſuche die Wirkungen feſtgeſtellt werden, welche heiße Luftſtröme, heiße Dämpfe, wenn ſie die Körperoberfläche berühren oder eingeathmet werden, das heiße Bad je nach dem verſchiedenen Grade der Temperatur und der Dauer der Einwirkung auf die Gewebe und das Blut äußern. Man verlangt ferner eine eingehende Unterſuchung der Todesurſachen, ſowohl nach Zuſammenſtellung der Beobachtungen, als nach experimentellen Unterſuchungen und der Section der Leichen der Thiere, welche zu den Unterſuchungen gedient haben."

Die von der Großherzoglichen philoſophiſchen Facultät geſtellten Aufgaben gehören dem Gebiete der Geſchichte, der Forſtwiſſenſchaft und der Botanik an.

Die Aufgabe aus dem Gebiete der Geſchichte lautet:

„Ueber die Fortdauer und die Wirkungen der römiſchen bürgerlichen und ſtaatlichen „Einrichtungen in den vormaligen Provinzen des römiſchen Reichs nach deſſen Untergang."

Die forſtwiſſenſchaftliche Frage heißt:

„Welche Beziehungen beſtehen zwiſchen den Ertragsregelungsmethoden von Hennert „und Georg Ludwig Hartig?"

Aus dem Gebiete der Botanik aber wird gewünſcht:

„eine Schilderung (wo möglich mit Zeichnungen oder eingelegten Exemplaren) von den Wurzelformen der gewöhnlich cultivirten Acker-, Garten- oder Forſtgewächſe vom Beginne der Keimung bis zu der vollendeten Ausbildung der Primordialblätter. Culturen in Erde und in Waſſer ſind erforderlich."

Aus der Balſerſtiftung endlich ſtellt die Großherzogliche mediciniſche Facultät folgende Preisaufgabe:

„Verwachſung des Mutterkuchens mit dem Fruchthalter bei Menſchen und Thieren. „Vorkommen überhaupt und in verſchiedener Weiſe insbeſondere. Entſtehungsweiſe. „Zeichen. Folgen. Leichenbefunde.

3 0112 126255253

Sie sehen, theure Commilitonen, daß wir wiederum bedacht darauf gewesen sind, durch möglichste Mannigfaltigkeit der gestellten Aufgaben Ihnen zur Betheiligung an der Lösung derselben Gelegenheit zu bieten. Ergreifen Sie die Gelegenheit und bedenken Sie, daß es der höchste Ehrgeiz eines wahren Jüngers der Wissenschaft sein muß, gestützt auf eine gesunde Kritik, den Weg selbständiger wissenschaftlicher Arbeit einzuschlagen, den Weg, auf welchem nicht bloß akademische Preise erworben, sondern auf welchem allein auch die Höhe ächter wissenschaftlicher Bildung erklommen, und die damit verbundene Freiheit des Geistes gegenüber dem Drucke verjährter Irrthümer und den Fesseln überwundener Standpuncte errungen wird. Und so schließe ich denn mit der Hoffnung, daß das nächste Geburtsfest unsers Allerdurchlauchtigsten Großherzogs Gelegenheit bieten wird, die Früchte Ihrer wissenschaftlichen Anstrengungen in größerer Zahl anzuerkennen.